

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Literatur, Theater u. geselliges Leben.

Nedigirt von Leopold Kordesch.

II. JAHRGANG.

N° 60.

Montag am 25. November

1839.

 Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 5 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Befüllung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig voraus bezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumeriert man beim Verleger am Raan, Nr. 190, im ersten Stocke.

AN E. A.

am 25. November 1839.

Mit des Winters erste Flocken,
Silbern deckten Wald und Flur,
Dass die Bäcklein eifig stocken
Hütt' in Schlaf sich die Natur;
Schwalb' und Nachtigallen zogen
Fernem, lauen Süden zu,
Weitzen und Levkojen bogen
Sill das Haupt zur Winterschlaf:
Und auch sie, die Mackelose,
Sie — des Gartens Königin
Sank geknickt — die hohde Rose —
Sank zum Winterschlaf hin.

Mit des Frühlings milden Lüften
Rührten alle Blüthen wieder,
Aus des Hain's bassam'schen Düften
Schallen Nachtigallen-Lieder;
Auf des Milchens jungen Blättern,
Perlet nieder Morgenthau,
Und Marienkäfer klettern
Auf zur Rose in der Au,
Auf den neuen Zweigen schaukeln,
Lüften Vöglein ihr Gefieder,
Um Levkojenblüten gaukeln
Munt're Schmetterlinge wieder.
Von der Eiche bis zum Moose,
Alles blüht in neuer Pracht,
Nur des Gartens schönste Rose
Ach nur sie — ist nicht erwacht!
Mond' um Monde sind entzogen
Und sie zögert immer noch,
Ach, die liebend sie gezogen,
Harren immer — immer noch;
Des Entfaltens ihrer Flügel
Harren sie mit heissem Sehnen,
Schmücken freundlich ihren Hügel,
Tränken täglich ihn mit Thränen!

Die Ihr liebend sie gezogen
Die bewundernd sie geliebt,
Laßt Euch nicht von Schmerz umwogen,
Seyd um sie doch nicht betrübt; —
Viel zu schön für diese Erde
Schläft sie nicht die Winterschlaf,
Längst schon führt' dem schönen: Werde,
Jenseits sie der Engel zu!

P.

Vaterländische Erinnerungen

Von H. v. C.

— et meminisse juvat.

XIV.

Krain und die Welsperge.

Quellen: Collectanea Manuscripta Steyerer. — De Rubeis Monum. Aquil. — Repert. Austr. — Graf Brandis Tirol. Ehrenfranz. — Bucolini stem. — Graf Wurmprand collectan. Genealog. — Weldester Archivs-Acten.

Mit dem Tode Kaiser Karls, des Großen, zerfiel der ungeheure Staatskörper, den er gegründet hatte und nur er aufrecht erhalten konnte; Theilung auf Theilung erfolgte, und allenthalben stellte sich Anarchie ein, so auch in und um unser Vaterland. Die Gau- und Marken, in welche der große Kaiser das Land an der Küste des adriatischen Meeres, an der Isonzo (Isouzo), Save und Kulps getheilt hatte, erhielten eigene, unabhängige Herren, und um 1120 wurden die Söhne Albrechts von Tirol, Engelbert I. und Meinhard I., Grafen von Görz und Vogtherren des mächtigen Getteshauses Aquileja. Die Grafschaft Görz erstreckte sich damals über einen guten Theil des nachmaligen eigentlichen Herzogthums Krain, unser Vaterlandes; die Grafen von Görz hatten aber schon damals Macht und Ansehen, und solche landesherrliche Rechte, welche zu jener Zeit nur wenigen Reichsständen zugestanden. — Sie hielten auch zu Görz ihren eigenen Hofstaat Hof- und Erbämter, und es waren Swigerus und Otto von Welsperg, aus einem alten florentinischen, später graubündnerischen Geschlechte, 1140 der Grafen von Görz Erbbeamte, zugleich auch der Grafen von Tirol Hofjunker.* Hierin finden wir einen Beleg für die Behauptung, daß Engelbert I. und Meinhard I. von Görz dem Tiroler Stamm entsprossen waren, daß Görz und Tirol damals in Verbindung standen, und daß, wie die tirolischen Stände in Deutschland überhaupt die ältesten sind, auch Görz schon damals eine von seinen Grafen eingeführte, ständische Verfassung hatte.

Tirol und Görz, letzteres in seiner ganzen damaligen Ausdehnung, blieben durch ihre Regenten fortwährend in

* Sie waren Söhne von Otto, der anno 1100 lebte.

einer gewissen Verbindung, bis am 8. Februar 1267 zu Lienz, dann am 4. Mai 1271 auf dem Schloß Tirol Meinhart IV. und Albrecht II. ihre Länder im Beiseyn der Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern, der Bischöfe Bruno von Brixen und Leo von Regensburg, und eines zahlreichen Adels theilten, wornach die Tiroler und Görzer Linien entstanden. In Folge jener Theilung fiel auf Albrecht II. das Pusterthal, die Grafschaft Görz und die windische Mark, und da die Grafschaft Görz im Werthe höher angeschlagen wurde, als Tirol, so mußte Albrecht seinem Bruder Meinhart aus den Zollgeldern 300 Berner Mark zusichern. Den Titel Grafen von Tirol und Görz hatten sich beide Linien vorbehalten. Albrecht bezeichnete 1303 seinen beiden Söhnen die Untheile seiner Besitzungen, die jedem von ihnen nach seinem Tode zufallen sollten, und nannte dabei ausdrücklich, außer der windischen Mark auch Krain. Hiernach fand nach dem Tode Albrechts zuerst am 11. Juni 1307 zu Görz, dann am 12. December desselben Jahres zu Lienz, die formliche Teilung des väterlichen Erbes zwischen den Söhnen Heinrich II. und Albrecht III. Statt, wobei Paulus von Welsperg*) mit mehreren vom Adel des ersten Ranges, als Schiedsrichter dazwischen stand. Albrecht erhielt nebst Istrien die Windische Mark und Metlik (sic); Graf Heinrich von Görz behielt aber die ansehnlichen Güter in Friaul und die Schirmvogtei über das Aglaer Gotteshaus, und nahm unter dem Schutze Kaiser Alberts von Krain förmlich Besitz. Es ist also, ohne Stammbaum oder Tauffcheine vor sich zu haben, glaubwürdig, daß die Welsperge, eines und desselben altadelichen Geschlechtes, den Grafen von Görz fast zwei Jahrhunderte (1140 — 1307) nahe standen, wie denn auch deren Einfluß auf das Schicksal der ehemaligen ausgedehnten Grafschaft Görz und unsers Waterlandes vorliegt.

Das mächtige und weitverbreitete Geschlecht der gefürsteten Grafen von Görz und Tirol erlosch mit Meinhard (1363) in der Tiroler Linie, und mit Leonard (1500) in der Görzer Linie; das Haus Welsperg hob sich dagegen immer mehr und mehr zu Ehren und Ansehen empor. Johann von Welsperg, Kaiser Ferdinands I. geheimer Rath und Kämmerer, erhielt das Baronat; lange vor ihm anno 1532 war schon Carl und Sigismund, sein Vetter, in den reichsfreiherlichen Stand erhoben worden, und Wilhelm Reichsfreiherr von Welsperg**) wurde 1625 unmittelbarer Reichsfürst und Bischof des berühmten Hochstiftes Brixen, mithin auch zeitlicher Herr der Herrschaft Welsde in Krain, welche Kaiser Heinrich der Heilige auf Fürbitte seiner Gemahlin Kunigunde der Heiligen, den 10. April 1004 dem damaligen Brixner Bischofe, Albuin dem Heiligen, geschenkt hatte.

Die Bischöfe von Brixen hatten die Herrschaft Wel-

des schon im 12. Jahrhunderte verpfändet, und sie blieb bis zu Ende des 16. Jahrhunderts eine Pfandschillingsherrschaft der Herren von Kreigh, Auersberg und Venkovitsch, welche mit dem Pfandgute nach freier Willkür schalteten und walsteten, davon verschenkten und versiehen, als ob es freieigen gewesen wäre. Wie dabei die weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Herrschaft bestellt und berathen waren, läßt sich leicht ermessen, und kein Wunder demnach, daß Luthers Lehre zu Welsdes mehr, als irgendwo im ganzen Krainlande festen Fuß gefaßt, und die Verordnete Stelle sogar einen protestantischen Prediger auf der fürstbischöflichen Herrschaft Welsdes selbst eingesetzt und bestellt hatte, was den Cardinal-Bischof Christoph und seinen Nachfolger Fürstbischof Johann Thomas von Brixen zu ernsten Maßregeln der Gegenreformation zwang, die sogar, da gute Worte und Belehrungen nicht fruchteten, blutige Aufritte, die Auswanderung vieler Unterthanen und die Confiskation, ja wohl gar die Zerstörung ihres Eigenthums zur Folge hatte. In solchen beklagenswerthen Verhältnissen überkam Fürstbischof Wilhelm aus dem reichsfreiherlichen Hause Welsperg die Herrschaft Welsdes. Er nahm sich das Schicksal seiner, wiewol entfernten Unterthanen, zu Herzen, unterließ auch nicht, die nöthigen Mittel zur Verbesserung der geistlichen und weltlichen Zustände der Herrschaft Welsdes zu ergreifen, und beorderte 1635 den Kanzler Balthasar und den Rath des Hochstiftes, Hans Rudolph Hildebrandt, als Commissäre nach Welsdes, um die Herrschaft im ganzen Umfange, in sittlicher und religiöser Beziehung nicht ausgenommen, zu untersuchen, über den Befund zu relationiren und die Vorschläge zur nöthigen Abhilfe zu erstatten. Mit Umsicht und weiser Klugheit wurde das Geheimwesen der Herrschaft Welsdes nach und nach in Ordnung gebracht, und der getreue Verwalter von Welsdes, Adam Pipan, der hierin im Geiste des väterlichen Fürstbischofs zu Werke ging, wurde am 5. Jänner 1636 durch Schenkung des Hofes Brunnenfeld, durch Befreiung von allen Rustikallasten und mit Verleihung des Adels mit dem Prädikate „v. Brunnenfeld“ vom Fürsten belohnt. Auch finden sich unter den Acten des Welsdeser Archivs Belege, daß Fürstbischof Wilhelm die Industrie der Eisengewerke Oberkrains unterstützt, und zu diesem Behufe willfährig den Holzbezug aus den herrschaftlichen Waldungen bewilligt habe. Fürstbischof Wilhelm beschloß 1641 sein Leben und Wirken. Er war im Namen König Sigismund von Pohlen Taufpathe bei einem Sohne des Erzherzoges Leopold im Jahre 1631 in Innsbruck, verehete den Täufling ein goldenes Handbecken und Gefäß, und erhielt dafür einen Diamantring von 1000 Thaler Werth.

Die Aussteuer.

Erzählung frei nach dem Französischen.

Von E. Straube.

(Fortsetzung.)

Der Kater ließ fortwährend sein leises Spinnen vernehmen, blies sein Fell auf, putzte seine Boten, rannte

*) Sohn Friedrich's und der Elisabeth von Ober-Windisch-Matrei, dessen Gattin war Adelheid von Guffidaun. Mit ihm war in selbem Instrument Zeuge Niklas von Welsperg, Sohn Ulrich's und der Agnes von Thurn. Letztere starb 1554.

**) Sohn Christophs Freiherrn von Welsperg und der Adalberta Fuggerin, Tochter von Kirchberg und Weissenburg, welche letztere 1611 starb.

hin und her, und seine grünlichen Augen schillerten von blutrothen Funken; in einem Augenblicke sah er wahrhaft unheimlich aus.

Hoffmann blickte ihn in diesem Momente eben wieder an.

„Murr!“ rief er, „dein Anschauen macht mir Grausen!“

Das Thier heftete unverwandt das glühende Auge auf seinen Herrn.

„Ich verbiethe dir, mich mit diesem gräßlichen Ausdrucke anzustieren!“ fuhr Hoffmann beinahe bebend fort.

Der Kater grinste unbeweglich in das Antlitz des Dichters.

„Mächte der Hölle!“ schrie Theodor aufspringend, „das sind eure Flammen!“

Murr nickte behahend mit dem Kopfe — das war zu viel.

Hoffmann stieß einen Schrei des Entsezens aus, warf seine Papiere weit von sich, stürzte zur Thüre und rief mit furchterlichem Zeter nach seiner Frau.

In diesem Augenblicke ward leise von Rüssen angepocht.

Kalter Schweiß überdeckte den Poeten am ganzen Leibe, — er wagte nicht „Herein“ zu sagen; denn ungeachtet der gänzlichen Verwirrung seiner Gedanken fiel es ihm dennoch bei, daß seine Frau sich gewöhnlich nicht durch Klopfen ankündigte, wenn sie auf sein Zimmer kam, — es mußte also etwas Fremdes, natürlich also etwas Ungeheueres seyn.

Bewußtlos, blaß, mit ausgestrecktem Halse nach Lust schnappend, stand er unschlüssig und erwartete zähneklappernd die Erscheinung irgend eines Schreckbildes.

Die Thüre ging auf und der Verfasser so vieler traumähnlicher Fantasiestücke glaubte nun selbst in einem wirren Traume zu liegen.

Ein junges Frauenzimmer in schwarzen Kleide und Schleier trat ein.

„Der Himmel hat sich meiner erbarmt“ schluchzte sie, da sie des Dichters ansichtig wurde, „ich bin unter dem Schutz eines Freundes.“

Und sie schlug den Schleier zurück, und es zeigte sich ein anmuthiges Gesicht voll frischer Rosen, aber mit Thränen des Grames behaut; es enthüllten sich schneeweisse Wangen, auf welche blonde Locken in reizendem Ringeln niedervalten.

„Sie, Fräulein von St. Wal — Sie sind es? —“ seufzte Hoffmann, indem er tief Athem hohlte und sich allmählich seiner graßen Visionen entschlug. „Was führt Sie zu mir?“

„Ich bedurfte Ihres tröstenden Anblickes!“ antwortete die Schöne, „darum kam ich noch so spät. Ihre gute Frau hat mich bereits entschuldigt, und auch Sie, verehrter Freund —“

„Keine unnützen Worte, Fräulein. Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo ich im Feldlazareth Ihre Bekanntschaft machte, Ihnen väterlich zugethan bin. Zur

Sache also, — gewiß hat Ihre liebenswürdige Mutter Sie wieder übel behandelt! Nicht wahr, ich hab's errathen?“

„Sie sollen Alles erfahren.“

„Recht mein Kind, Vertrauen ist halbe Hilfe und Sie sind ja überzeugt, daß mein Kater und Sie sich fast ausschließend in meine Liebe theisen.“

„Meine Mutter hat mich aus ihrem Hause gestossen.“

„Das meinige, wenn es auch nur arm ist, steht Ihnen offen, Klotilde!“

„Er, den ich liebte, ist vielleicht auf immer für mich verloren.“

„Wir werden ihn wieder finden — beruhigen Sie sich. Doch — Sie wollten mir ja Ihre Geschichte erzählen — beginnen Sie, ich werde Sie mit keiner Silbe unterbrechen. In diesem Augenblicke erweisen Sie mir eine wahre Wohlthat durch Ihr Erscheinen.“

Ungefähr einen Monat später befand sich Hoffmann mit Klotilden und dem Major in seinem dämonischen Zimmer.

„Lieben Kinder!“ begann er mit selbstgefälligem Stolze, „hier seht ihr das Manuskript der Betrachtungen des Katers Murr, eine Arbeit von etwa sechs Wochen, ihr seht es glücklich vollendet! Was für Schweiß, was für gräßliche Stunden stecken darin! — Aufrichtig gesagt, es war auch schon hohe Zeit, daß ich damit zu Ende kam, denn alle Welt weiß, daß Poeten nicht reich sind, und ich bin es vollends schon ganz und gar nicht. — Meine Frau drängt von Tag zu Tag mehr um Dies und Jenes.“

„Zeigt“ setzte er seine Rede fort, „habe ich aber noch ein anderes Werk zu vollenden. — Man gibt es an einem gewissen Orte schon etwas niedriger und zahmer, man trägt die Nase nicht mehr gar so hoch, man hat eine Unterredung mit mir verlangt.“

„Wer? Wer?“ unterbrach ihn Klotilde mit bangen Ahnung.

„Ihre Mutter, liebes Kind, die unbeugsame Frau von St. Wal; — ich erwarte sie jeden Augenblick.“

Eben trat eine Magd ein, um Hoffmann abzufordern, da ihn die Frau von St. Wal im Besuchzimmer erwarte. Der Dichter winkte den erblassenden Liebenden bedeutungsvoll und folgte dem Rufe.
(Becklauß folgt.)

Révue des Mannigfaltigen.

Ein englisches Journal sagt: „Ich habe nie begreifen können, warum in einer Zeit, die sich so sehr durch ausgeklärte Philanthropie auszeichnet, das Geschlecht der modernen Stiefelmacher so lange der Vertilgung entgangen ist; denn gewiß verursachte kein Geschlecht, keine Menschenklasse so viele Qualen, als es die Töchter Crispins gehabt haben. Lebt wohl ein Mann, der noch nie Schmerzen von einem Hühnerauge oder dem Drucke eines Stiefels gelitten hätte? Und wo gibt es Mittel dagegen? — Man wende sich an den geschicktesten Chirurgen, um sich von einem Hühnerauge zu befreien, und er wird antworten, wenn er solche Kur bewerkstelligen könnte, würde er der reichste Mann seyn. Dennoch läßt man die Folterer leben und fortfahren, die Menschen zu quälen,

obgleich überall die Tortur abgeschafft seyn soll. Die Tortur war nichts dagegen; sie peinigte nur Einige, und selten, während die Schuhmacher die ganze stiefeltragende Welt foltern.“ —

Ein reicher holländischer Gutsbesitzer, ergäht „der Humorist“, hat sich eine große Bibliothek von mehr als 1000 Foliobänden angeschafft, indem er die Theaterzettel aller großen Städte seit 20 Jahren durch eigene Korrespondenten sich zuschicken ließ. Aus dieser Sammlung läßt sich der Stand der Repertoires leicht erschien, und es geht daraus hervor, daß in benannter Zeit Weber's „Freischütz“, Rossini's „Tancred“ und Meyerbeer's „Robert“ unter allen Stücken aller Theater der Welt am meisten gegeben worden sind.

In Kopenhagen hat ein gewisser Syversen ein Papier erfunden, welches man „ewiges Papier“ nennt. Dasselbe kann, mit der dazu gehörenden Tinte beschrieben, abgewaschen und aufs Neue gebraucht werden. Der Erfinder erhielt darauf ein Privilegium auf zehn Jahre.

Nach Gerstner's Angaben sind die nordamerikanischen Eisenbahnen 4100 englische Meilen lang, werden von 435 Dampfmaschinen befahren und kosteten 65,000.000 Dollars. Die auf Eisenbahnen verwendeten Gelder verzinsen sich durchschnittlich auf $5\frac{1}{2}$ Prozent und ihre Einnahme steigt jährlich um 15 — 20 Prozent.

Nach dem Berichte englischer Blätter soll im bevorstehenden Winter zu London in einem Theater eine Reihe deutscher Dramen zur Aufführung kommen, in welchen Zieldemann gastiren wird.

Theater in Laibach.

Oper.

Nach mannißgachen Hindernissen, die seit der Gründung der diesjährigen Theater-Saison unter der Direction des Herrn Joseph Glöggler der Fortsetzung der gleich Anfangs, jedoch nicht sehr erfolgreich, begonnenen Opern-Vorstellungen entgegen traten, ist nunmehr die Sängergesellschaft durch den Zuwachs der Dile. Galvini der Art consolidated worden, daß eine weitere Unterbrechung der Opern-Produktionen wohl nicht zu befürchten sei. Läßt auch Dile. Galvini noch Vieles zu wünschen übrig, was wir in andern Jahren von ersten Sängerinnen zu hören gewohnt waren, und müßte sie auch bei Auseinandersetzung der streng kritischen Feile etwas unsanft mitgenommen werden; so kann ihr doch nach den Forderungen der Billigkeit das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß sie bei dem Besitze einer kräftigen und modulationsfähigen Stimme zum Gelingen des Ganzen (wie man in den von ihr bisher gegebenen Partien als Norma in der Titelpartie, und als Antonina in „Belisar“ von Donizetti, zu bemerkten Gelegenheit hatte) recht lobenswerth mitwirkt. Das Spiel der Dile. Galvini könnte zweckmäßiger seyn, und es wäre zu ratthen, weniger, dafür aber natürlichere Attituden sich anzueignen. Dessenungeachtet mußte sie die Nachsicht des Publikums in beiden Opern auf eine sichtliche Weise auf, zweifelsohne, um diese Sängerin zum ferneren bühnlichen Studium dessen, was ihr noch mangelt, anzuseilen.

Als zweite Sängerin, die sich uns in den genannten Opern als Adalgisa und Irene vorführte, haben wir Dile. Stenksch, die zugleich die Parthien der Localsängerin besorgt. Dies ist nun nachgerade ein großer Nebelstand und muß der Sängerin jedenfalls bedeutenden Eintrag thun, weil sich der Zuhörer, der gestern die „Mißverständnisse“ besuchte, heute bei dem Anblitze der zärtlichen und gefühlvollen Tochter des großen, romischen Feldherrn unwillkürlich an Madelaine, das nekische Stubenmädchen von gestern, erinnert, und so an der Wahrheit ihrer Darstellung zu zweifeln geneigter wird. Indessen läßt sich in kleineren Provinzstädten bei beschränkten Mitteln der Unternehmer nicht alles, was zu wünschen wäre, füglich realisieren, und so müssen auch wir uns mit dieser Doppelsängerin zufrieden stellen, und können dies um so mehr, als Dile. Stenksch eine recht artige Sängerin ist, die wohl in ihrer ersten Octave etwas schwache, in ihrem weiteren, eine zweite Octave bildenden Umfang dagegen volle, durchgreifende Tone hören läßt, die durchaus richtig sind, und recht geläufig, leicht

und melodisch der Kehle entschlüpfen, und überdies noch von einem passenden Geberden-Spiel begleitet werden. Das Publikum, welches die besseren Eigenschaften dieser Sängerin erst allmählich erkannt zu haben scheint, zeichnet sie als Irene in „Belisar“ verdientermaßen besonders aus.

Referent hat vom Hrn. Reichmann als Sänger zu sprechen, bereits früher Ansatz genommen, und ist nun nach Anhörung seiner Parthie als Belisar in der Lage, auch den dramatischen Theil seiner Leistungen in Verbindung mit dem Gesange zu beurtheilen. Hr. Reichmann gab den Belisar, besonders im zweiten und dritten Acte mit vieler Wahrheit in Ton und Geberden, und bewies dadurch zur Genüge, daß er der gründlichen Auffassung des darzustellenden Charakters die gehörige Aufmerksamkeit widmet, was bei Sängern nicht immer der Fall ist, indem manche durch das trockene, von einer willkürlichen oder zufälligen Handbewegung begleitete Abliefern einiger glänzender Gesangsstellen Alles geleistet zu haben glauben, was die dramatische Kunst von Sängern zu fordern berechtigt sey. Hr. Reichmann sang nach Maßgabe der verschiedenen Situationen verständig, kräftig und röhrend, obgleich seine sonst sonore Bruststimme diesmal — wahrscheinlich durch die häufigen Proben oder wegen der hohen Tonlage seines Partes — in den höheren Chorden etwas angegriffen und unsaft zu seyn scheint. Ein Ganzpunkt seines Gesanges in dieser Oper und der Oper selbst ist das Duett im zweiten Acte mit Irene (Dile. Stenksch), welches von Beiden ausgezeichnet vorgetragen, und bei der vom Publikum stürmisch verlangten Reprise mit dem italienischen Original-Texte gesungen wurde. Hr. Reichmann erntete wohlverdienten, ungetheilten Beifall.

Der Tenor, Hr. Mayr, scheint in der Musik gut bewandert und fest zu seyn, und wird somit bei seinen Darstellungen im Grunde nie etwas verderben. Alltin damit ist noch nicht alles gethan. Die heutigen, besonders die italienischen Opern fordern einen größeren Stimmmumfang, als ihn Hr. Mayr besitzt; sein Tonbereich umfaßt kaum anderthalb Octaven vom C; das mit der Bruststimme gehörig verbunden, für modernen Vortrag und Coloraturen so unentbehrlich gewordene Falsett, wo die Brusttöne nicht ausreichen, mangelt ihm aber gänzlich, und er scheint eben erst in der elementarischen Ausbildung dieses nothwendigen Gesangs-Surrogates begriffen zu seyn, wobei ihm recht viel Fleiß und Ausdauer zu empfehlen ist. Indessen kommt Hr. Mayr selbst bei der Beschränktheit seiner Stimme, die übrigens hinzüglich Stärke hat und tonrichtig ist, doch immer die genauere Musikkenntniß wohl zu Statten, weil er sich dadurch in der Lage befindet, jenen Gesangsstellen, die über seiner Stimmsphäre liegen, eine angemessene, im Bereich des Accordes gelegene, und daher selten auffallende Wendung zu geben. Seine Leistungen wurden bisher, wenn auch nicht mit Beifall, doch nicht mißfällig aufgenommen.

Herrn Schunk aber, der mit einer schönen Tenorstimme von der Brusthöhe bis B begabt ist, hat Referent wohl alla camera, doch nicht im Theater in Solopartien gehört, und behält sich sein Urtheil über ihn als Opernsänger für eine andere Gelegenheit vor.

Im „Belisar“ hatte Referent auch Gelegenheit, den Baritonisten Hrn. Clement zu hören, der die Rolle des Kaisers Justinian im Gesange zur Zufriedenheit gab, im Spiele dagegen manche Unbeholfenheit bemerkten ließ. Auch Hr. Grambach führte seinen kleinen Part als Eutropius entsprechend durch.

Einer besonders rühmlichen Ernährung verdient der Chor, zumal der Männerchor, dessen Zusammensetzung ein sehr richtiges und schönes Verhältniß der Stimmen gewährt, die in den beiden Opern „Norma“ und „Belisar“ sehr imponirend hervortraten, so, daß der lebhafte Beifall nicht selten dem begleitenden Chor in demselben Maße, wie dem Solosänger galt. Nicht minder zeichnete sich das Orchester durch meist guten Vortrag und discrete Haltung vortheilhaft aus. Doch das wesentlichste Verdienst kommt unstreitig dem Kapellmeister, Hrn. Spöttler zu, dessen unermüdetem hingebenden Eifer, Eindringen in den Geist der Composition und dessen umstüttiger und ruhiger Leitung das Gelingen des Ganzen, abgesehen von den außer seiner Schuld liegenden, schwächeren Leistungen Einzelner, vorzugsweise zuzuschreiben ist.

Die Oper „Belisar“ ist hier neu und gefiel durch ihre eingänglichen angenehmen Motive, obgleich sie von einer eigentlichen Charakterzeichnung weit entfernt ist und man in ihren Melodien an verschiedene Seiten und Personen erinnert wird.

Leopold Ledenig.

Auslösung des Logographs im Blatte Nr. 59.
Thau, Hau, Mu.